

Pädagogische Warte

Heft 13

1. Juli 1927

34. Jahrgang

Allgemeine Abhandlungen

Schriftsprache und Mundart

Von Otto Behaghel

In der Formel „Schriftsprache und Mundart“ ist **Mundart** ein Wort, das der Mehrzahl entbehrt. Das Wort ist im 17. Jahrhundert aufgekomen, als Wiedergabe des griechischen Wortes *dialektos* im Sinne von Sprechweise, das aber selber in der fremdländischen Gestalt *Dialekt* noch heute, ganz unnötigerweise, weiter gebraucht wird. Es bezeichnet die angestammte Rede des Volkes im Gegensatz zu der Rede, die in der geschriebenen Sprache ihren Niederschlag findet. So gewinnt das Wort *Schriftsprache* (das erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auftritt) die Bedeutung der *Einheitsprache*, eine Vorstellung, die das ältere Neuhochdeutsch als *gemeines Deutsch* bezeichnet hat.

Da aber die angestammte Rede in verschiedenen Gegenden sich verschieden gestaltet hat, so muß es auch verschiedene Gattungen von *Mundart* geben, d. h. dem Worte *Mundart* ohne Mehrzahl gesellt sich das Wort *Mundart* mit der Mehrzahl *Mundarten* zu (wofür das Mittelhochdeutsche *lant sprache* sagte). In der älteren Sprache gibt es auch noch eine andere Bedeutung von *Mundart*: es kann die Sprechweise des einzelnen im Unterschied von der Sprechweise des anderen einzelnen bezeichnen, eine Bedeutung, die für uns hier nicht weiter in Betracht kommt.

Das Wort *Schriftsprache* deckt sich aber heute nicht mehr genau mit dem Gegensatz zur *Mundart*. Denn die neuere Zeit hat es in erheblichem Umfang dazu gebracht, daß die *Einheitsprache* nicht mehr bloß geschrieben, sondern auch gesprochen wird, vor allen Dingen auf der Bühne. Man vermeidet es daher gerne, von *gesprochener Schriftsprache* zu reden, und gebraucht für die *Einheitsprache* vielfach den Ausdruck *Hochsprache*.

Die Grenzen zwischen *Mundart* und *Schriftsprache* sind nun aber nicht scharf zu ziehen, schon deshalb nicht, weil es in der mündlichen Rede Abstufungen, Mischungen zwischen den beiden Sprachformen gibt. Für die verbreitetste — man kann sagen allgemein verbreitete — Gestalt dieser Zwischenstufe hat man den Namen *Umgangssprache* geprägt. Aber auch diese Gestalt ist nicht überall die gleiche, sie steht bald der *Mundart*, bald der *Hochsprache* näher; auch gibt es ganz grundsatzlose Mischung aus

beiden, wo vielleicht von Wort zu Wort ein Wechsel stattfindet. Hierher gehört das „Großratsdeutsch“ schweizerischer Gemeindevertretungen, wie das „Missingsch“ plattdeutscher Gebiete, das in Frik Reuters Onkel Bräsig einen glänzenden Vertreter gefunden hat; hierher gehört auch das köstliche Gedicht von Nadler: Die hochdeutschen Nähtersmädle.

Eigentümlichkeiten der Mundart können aber auch in die eigentliche Literatur emporsteigen. Das beginnt schon bei Ernst Moriz Arndt, der mundartliche Wörter wie *drusen*, *Gischung*, *josen*, *festen*, *straubig*, *Waken* gebraucht, während die westfälische Dichterin Annette von Droste-Hülshoff etwa von *Grand*, *Kolk*, *Mettenneke*, *sturen* spricht. Mit Entschiedenheit tritt derartiges dann in der modernen Heimatkunst auf, wo es z. B. bei Frenssen im Jörn Uhl heißt: „Fiet nickte und plierte mit den Augen; seine Verhältnisse waren vertesselt wie Mädchenkram“, und in einer Novelle von Gorch Fock steht zu lesen: „alle Stürme müssen draußen ausgeklüft werden“, „des Austerkurrens“, „ein sturer Fischer“. Man möchte geneigt sein, dergleichen insbesondere in Schriften zu suchen, die für das Volk bestimmt sind. Aber in Hebels Schatzkästlein, dessen Erzählungen zuerst im badischen Landkalender, „genannt der rheinische Hausfreund“, erschienen, ist der mundartliche Einschlag ungemein gering, und in Gottfried Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten“ findet sich nur ganz wenig, was an den Süddeutschen oder gar an den Schweizer erinnert, obwohl es auch für einen Kalender geschrieben ist.

Im Gegensatz zu diesem Walten der Heimatkunst steht eine Erscheinung, die als ihre Umkehr bezeichnet werden kann, und die höchst unerfreulicher Art ist. Seit Hebels Tagen gewinnt die mundartliche Literatur eine immer wachsende Bedeutung. Aber die literarische Verwendung der Mundart wird geübt nicht nur von Berufenen, sondern auch von Unberufenen. Man sucht zu schreiben, zu dichten in einer Mundart, die nicht angeboren ist, die man nur ganz oberflächlich kennt. Die Folge ist, daß man die größten Verstöße gegen die Echtheit der Mundart begeht und deren Kenner aufs peinlichste berührt wird. Der große Gerhart Hauptmann legt in seinem Jahrhundertfestspiel dem Recken Blücher ein ganz unmögliches Plattdeutsch in den Mund, Walther von Molo versündigt sich in ähnlicher Weise an der spätern Königin Luise; Luise Sommer bringt es fertig, in einem ganz kurzen Gedicht der Reggendorfer Blätter für das Beiwort *klein* drei verschiedene Formen aus drei verschiedenen Mundarten zu verwenden!

Die Mundarten unterscheiden sich untereinander durch sehr zahlreiche Dinge. Zunächst durch das Zeitmaß, d. h. durch die Zeit, die erfordert wird, um eine bestimmte Reihe von Wörtern hervorzubringen. Im allgemeinen spricht der Norddeutsche rascher als der Süddeutsche, der Städter als der Bauer, der Pfälzer als der Ostfrieser. Sehr stark ins Ohr fällt der Unterschied in der allgemeinen Tongebung, der sogenannten Sahnmelodie oder dem musikalischen Akzent. An ihm erkennt der Laie am leichtesten die Zugehörigkeit eines Menschen zu einem bestimmten Mundartgebiet, und es ist die Eigenschaft, die am zähesten festgehalten wird, auch wo sonst die Hochsprache Herrschaft über den Menschen gewonnen hat, zugleich aber auch die, die am schwersten zu beschreiben und wissenschaftlich festzuhalten ist. Gewisse Gegenden des süddeutschen Sprachgebiets stehen im Gegensatz zu der sonst geltenden Regel, daß die Nebensilben tiefer gesprochen werden als die Hauptsilben: sie lehren das Verhältnis geradezu um, treiben gegen Ende des Wortes, des Satzes den Ton in die Höhe. Das macht unter Umständen den Eindruck, als ob der Mensch in beständiger Erregung spreche, sich unaufhörlich in Vorwürfen, in Grobheiten bewege. Besonders zahlreich sind die Unterschiede in der Beschaffenheit der Laute, der Selbstlaute wie der Mit-

laute; in der Beschaffenheit, d. h. unter Umständen im Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines Lautes. Für hochsprachliches klein sprechen Alemannen ein *chli*, der Bayer *kloan*, der Hesse *klaⁿ* oder *klen*. Wo der Hochdeutsche *machen* spricht, heißt es niederdeutsch *malen*, süddeutsch *ander* ist norddeutsch *anner*; der Süddeutsche wirft im allgemeinen das *e* des Wortausgangs wie im Westen das *n* in gleicher Stellung ab. Ähnlich verhält es sich mit den Wortformen: wo der eine die *Hemden* spricht, heißt es beim andern die *Hemder*; einem mitteldeutschen *ging* steht plattdeutsches *gung* gegenüber. Auf dem Gebiet des Saßbaus sind die Unterschiede nicht so erheblich; Erscheinungen, die sich über ganz weite Lande erstrecken, sind hier viel häufiger als bei Lauten und Formen. So weist in der abhängigen Rede das Alemannische mit den angrenzenden Teilen des Bayrisch-Oesterreichischen den Konjunktiv der Gegenwart auf: er sagt, er sei, während das übrige Bayrische im Einklang mit dem Mittel- und Niederdeutschen den Konjunktiv der Vergangenheit anwendet: er sagt, er wäre; den südlichen Gebieten ist es gemeinsam, daß sie beim Personennamen das Geschlechtswort setzen: der *Karl*, der *Meier*, der *Karl Meier*, eine Besonderheit, die auch in der Hochsprache des Süddeutschen nur mit Mühe überwunden wird. Auch in der Wortbildung sind die Unterschiede der Gebiete nicht besonders groß. Wichtig ist hier die Gestaltung der Verkleinerungssilben. Der Süddeutsche wählt eine Bildung mit *-l*, die nur aus lautlichen Gründen sich verschieden gestalten kann: *Bübli*, *Bübele*, *Buberl*; die mittleren und nördlichen Gebiete arbeiten mit einer Kehllautsilbe, die je nach der Gegend sich als *chen* oder *ken* darstellt: *Kindchen* — *Kindelen*. Im Norddeutschen ist aber überhaupt die Verkleinerung seltener als im Süden; einzelne Gebiete verfügen über die Silbe *-ing*: *Döchting* (=Töchterchen), *Minning* (=Minchen). Eine gewaltige Rolle spielen wiederum die Unterschiede im Wortschatz; unter Umständen stehen auf ganz kleinem Raum mehrere Ausdrücke für denselben Begriff zu Gebote, wie z. B. im Hessischen für Futterrübe *Klumpen*, *Wurzel*, *Dickwurzel*, *Dickrübe*, *Rummelse*, *Kunkelrübe*, *Ränge*, *Röhl*, *Keilwurzel*, *Angersche*, für Bremse am Wagen *Hemme*, *Leier*, *Mick*, *Schraube*, *Winde* und *Bremse* in Geltung sind.

Trotz so zahlreicher Verschiedenheiten ist es ungemein schwierig, räumliche Abteilungen des deutschen Bodens mundartlich scharf gegeneinander abzugrenzen. Zwar verlaufen mehrfach sprachliche Eigentümlichkeiten auf derselben Linie; man hat solche Linien als Linien erster Ordnung bezeichnet, oder sie verlaufen wenigstens nahe beieinander, so daß an die Stelle der Grenzlinie ein Grenzgürtel tritt. Das ist z. B. der Fall bei der Scheide zwischen Schwäbisch und Fränkisch. Aber oft geschieht es, daß verschiedene sprachliche Erscheinungen nur einen Teil ihres Verbreitungsbezirks gemeinsam haben, einen andern nicht; verschiedene Linien laufen in ganz verschiedener Richtung, Lautscheiden anders als Wortscheiden oder als Eigenheiten des Saßbaus: so ergibt sich aus dem vorhin Gesagten, daß die Grenze im Gebrauch des Konjunktivs der Gegenwart oder der Vergangenheit mitten durch die bayrische Mundart hindurchgeht, die man sonst auf Grund anderer Kennzeichen als Einheit zusammenfaßt. Häufig geschieht es sogar, daß unter ganz gleichen lautlichen Verhältnissen das eine Wort die, das zweite Wort jene Entwicklung zeigt. So reicht die allgemeine niederdeutsche Form *Dissen* für *Dixsen* weit in südliches Gebiet hinein, wo sonst *sechs* und *wachsen* gesprochen wird.

Das Bild kann noch weiter dadurch verwirrt werden, daß Mischformen entstehen, teils infolge unmittelbarer nachbarlicher Berührung, teils dadurch, daß, wenn Erscheinungen des einen Gebiets in das andere — unter

Umständen recht weit — sich eindringen, es sich ergeben kann, daß nicht nur von den nebeneinanderstehenden der eine so, der andere anders redet, sondern daß ein und derselbe Mensch doppelsprachig wird. Das kann dann weiter zur Folge haben, daß sich schließlich im nämlichen Wort Eigentümlichkeiten verschiedener Mundarten zusammenfinden. So stammt in dem luxemburgisch-lothringischen Wort *drichen* der Selbstlaut der Stammsilbe aus einer niederdeutschen Gestalt des Wortes (älter nd. *dröge*), die Endung = *en* aus der hochdeutschen Wortform *trocken*. Es geschieht aber leicht in doppelsprachlichen Gebieten, daß der Angehörige der einen Zunge auch die Sprache des andern reden will, daß es ihm aber nur unvollkommen gelingt: er führt eine fremde Eigentümlichkeit auch da ein, wo fremde und eigene Lautung tatsächlich übereinstimmt. Im Alemannischen haben südliche Gebiete den *n*-Laut z. B. vor *f* schwinden lassen; es stößt also an der Grenze *uns* und *us* (= schriftsprachlich *uns*) zusammen. Wenn nun ein Angehöriger der *us*-Mundart hochsprachlich sprechen wollte, so hatte er in manchen Wörtern ein *n* einzufügen; er tut dies dann aber auch an der falschen Stelle, setzt für sein *is* (Eis) die Form *in sch*, für *küsch* (keusch) die Form *kün sch*. Oder auf der Grenze von *stark* und *starch*, *welken* und *welchen* wird zu dem auf beiden Seiten gleichen *Milch* die neue Form *Milf* geschaffen.

Auf mundartliche Besonderheiten haben bereits mittelhochdeutsche Dichter gelegentlich geachtet. Der Bamberger Schulmeister Hugo von Trimberg, der um 1310 seinen „*Renner*“ geschrieben hat, versucht es, die deutschen Mundarten in ganz kurzen Worten zu kennzeichnen, in Worten freilich, die uns nur zum kleinen Teil wirklich verständlich sind. Aber es ist wenig mehr als ein Jahrhundert her, daß die wissenschaftliche Erforschung der Mundarten eingesetzt hat, in den „*Mundarten Bayerns*“ von Andreas Schmeller (1821 erschienen). Dann aber hat es über ein halbes Jahrhundert gewährt, bis das Begonnene eine kraftvolle Fortsetzung fand. 1881 erschien die erste Lieferung eines Sprachatlasses von Nord- und Mitteldeutschland, herausgegeben von Georg Wenker, der freilich bis heute keine zweite gefolgt ist. Denn aus diesem Atlas ist sehr bald ein allgemeiner deutscher Sprachatlas geworden, und die fortschreitende Erkenntnis hat die alten Pläne und Gedanken umgestalten müssen. Jetzt aber dürfen wir in allernächster Zeit die erste Lieferung des neuen Werkes erwarten¹⁾, das von grundlegender Bedeutung für unsere Sprachforschung sein wird und das unter der Leitung von Ferd. Wrede uns bereits eine Fülle der wichtigsten Erkenntnisse vermittelt hat.

Gleichfalls auf Karten sind die mundartlichen Tatsachen von Hermann Fischer dargestellt worden in seiner Geographie der schwäbischen Mundart. Den Kartenwerken gehen zur Seite die großen wissenschaftlichen Wörterbücher: das umfassende Wörterbuch der schweizerischen Mundarten, dessen erster Band die Jahreszahl 1881 trägt, und das jetzt von Alb. Bachmann in Zürich betreut und seiner Vollendung entgegengeführt wird, das schwäbische Wörterbuch, von der rastlosen Arbeit des einzigen Hermann Fischer durchgeführt und abgeschlossen, das elsässische Wörterbuch von Martin und Lienhard, das Wörterbuch des Siebenbürgisch-Sächsischen, die von der Preussischen Akademie der Wissenschaften angeregten Wörterbücher, die teils schon begonnen, teils dem Beginnen nahe sind, das neue bayrisch-österreichische Wörterbuch, das in München und Wien vorbereitet wird, das Wörterbuch des Südhessischen und des Rheinpfälzischen, das in Gießen und Kaiserslautern seine Arbeitsstätten hat.

Als dritte Form der mundartlichen Arbeit gesellen sich den Karten und den Wörterbüchern zahlreiche Einzeldarstellungen zu, von denen eine größere An-

¹⁾ Vor wenigen Wochen ist sie nunmehr erschienen.

zahl in zwei Reihen zusammengefaßt wird, in den „Beiträgen zur Schweizerdeutschen Grammatik“, in denen Albert Bachmann Arbeiten seiner Schüler vereinigt, und in „Deutsche Dialektgeographie, Berichte und Studien über Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reiches“, über denen F. Wrede waltet.

Diese umfassenden Forschungen über deutsche Mundarten haben in gewissem Umfang ein betrübliches Ergebnis gehabt. G. Wenker, der Urheber des Marburger Sprachatlases, ging von der Hoffnung, der Erwartung aus, möglichst bestimmte Grenzen zu finden, also die einzelnen Mundarten als ganz bestimmte Einzelwesen zu umschreiben. Schon das bisher Gesagte hat gezeigt, daß diese Erwartung trügerisch war. Es kommt aber noch etwas anderes hinzu. Die Grenzen sind nicht nur etwas Verschwimmendes, sondern sind etwas Unfestes, Wandelbares, sie können sich im Lauf der Zeiten verschieben. Im allgemeinen kann man sagen, daß sprachliche Grenzen der Niederschlag von Verkehrsgrenzen sind. Wo also hohe Gebirge, zusammenhängende Waldflächen eingreifen, den Verkehr erschweren oder auf ein Mindestmaß einschränken, da können keine sprachlichen Gemeinschaften bestehen. Größere und große Flüsse sind nur in beschränktem Maße als Grenzscheiden wirksam gewesen, es sei denn, daß sie alte Stammes- oder Völkergrenzen gebildet haben, wie Lech, Elbe und Oder, aber nicht Rhein oder Donau.

Gegenüber den natürlichen Hemmungen stehen bejahende Anziehungskräfte, die durch die Menschen erzeugt sind: wirtschaftliche, politische, geistliche, kulturelle Mittelpunkte lenken den Verkehr auf sich und strahlen ihre Einwirkung aus. So begegnet es, daß Veränderungen, die in dieser Hinsicht erfolgen, auch die sprachlichen Grenzen in Mitleidenschaft ziehen. Wenn ein Landesteil seine staatliche Zugehörigkeit ändert, ändert sich auch vielfach seine Sprache, und das geschieht sogar dann, wenn die neu zusammen tretenden Gebiete nicht unmittelbar nebeneinander liegen. Man muß in solchen Fällen daran denken, daß aus der neuen Oberherrschaft das hinzugekommene Land mit Beamten, Geistlichen, Lehrern versehen wird und diese auch in sprachlichen Dingen ihren Einfluß ausüben. So kommen unter Umständen sehr starke Verschiebungen der Grenzen zustande. Die Folge ist, daß vielfältig heutige Grenzen sich nicht mit alten decken und Rückschlüsse aus der Gegenwart auf die Vergangenheit recht bedenklich werden können. Es ist daher ein sehr fragwürdiges Unternehmen, aus heutigen Grenzen alte Stammesgrenzen oder die Umrisse der alten Gaue zu erschließen. Es sind vielmehr Gebilde aus neuerer Zeit, die für die heutigen Grenzlinien verantwortlich zu machen sind.

Der Vielgestalt der Mundarten steht nun die Schriftsprache oder Hochsprache als Einheitsprache gegenüber. Sie unterscheidet sich von den Mundarten in derselben Weise wie die Mundarten untereinander. Da die Schriftsprache im wesentlichen aus ostmitteldeutschen Grundlagen erwachsen ist, unterscheidet sie sich naturgemäß von den meisten anderen Mundarten mehr oder weniger stark in Lauten und Formen; in der Wortbildung hat sie sich für das -chen der Verkleinerung entschieden. Aber im Satzbau sind die Abweichungen zwischen Schriftsprache und Mundart viel größer als die zwischen Mundart und Mundart. Die Mundart baut ihre Sätze im allgemeinen weit einfacher als die Schriftsprache; die übelbeleumdeten Schachtelsätze sind ihr fremd. Die Sätze werden vielfach ohne besondere Bindemittel nebeneinander gestellt, und wo solche eintreten, sind es mehrfach andere als die der Schriftsprache: Wörter wie *folglic*, *indem*, *nichts desto weniger*, *ungeachtet* sind der Mundart unbekannt und zumeist eine Eigenschöpfung der Schriftsprache. Das Fürwort *welcher* kommt in der Mundart nicht vor, ist lediglich eine Errungenschaft der Schriftsprache. Diese

besitzt ferner Verwendungen des Mittelworts, die der lebendigen Rede der Mundart niemals eigen gewesen sind (heute ist es dort überhaupt völlig untergegangen). Dahin gehört, daß es völlig freistehend, von engem Zusammenhang mit andern Teilen des Satzes losgelöst gebraucht werden kann, wie es in dem eben niedergeschriebenen Satz die Wörter freistehend und losgelöst belegen, oder wie es bei Goethe heißt: unverwandt nach der reizenden Nachbarin hinblickend schnitt er sich tief in den Daumen, bei Keller: Stück für Stück noch im vorigen Jahrhundert geboren, hatten sie als Kinder noch den Untergang der alten Zeit gesehen. Dahin gehört scheinbar auch die seltsame Ausdrucksweise: die unbezahlte Rechnung, das zu verkaufende Vieh; das sind aber von Haus aus keine Mittelwörter, sondern sie gehn auf einen Gebrauch der Nennform zurück: ursprünglich hieß es: die Rechnung ist zu bezahlen oder vielmehr in älterer Sprache: ze bezalenne. Neben dieser Gestalt der Nennform gab es aber eine zweite: ze bezalende, die lautlich aussah wie das Mittelwort. In der Wortstellung besitzt auf der einen Seite die Schriftsprache mehr Möglichkeiten als die Mundart. Die Schrift kann eine vor dem Hauptwort stehende Ergänzung selber wieder durch Ergänzungen belasten: der vor kurzem von ruchloser Hand in Frankfurt ermordete Juwelier, wo die Mundart sagen würde: der Juwelier, der... ermordet wurde. Diese Ausdrucksweise ist unter Umständen bequem, aber sie hat ihre erheblichen Nachteile; sie zerstört den engen Zusammenhang zwischen dem Geschlechtswort und dem Hauptwort, und eine solche Gruppe ist schlecht zu sprechen: sie widerspricht einem weit verbreiteten Grundgesetz der menschlichen Rede, nach dem die kürzeren Glieder eines Ausdrucks den längeren vorausgehen, nicht umgekehrt. Auf der andern Seite besitzt die Mundart in der Anordnung der Glieder eine größere Freiheit. Die Schulregel verlangt für den Nebensatz, daß das Zeitwort die letzte Stelle einnimmt: als er vom Abendessen nach Hause gekommen war, während die Mundart neben dieser Stellung noch über eine zweite verfügt: als er nach Hause gekommen war vom Abendessen.

Im Wortschatz bestehn gewaltige Unterschiede, und zwar in einer ganz bestimmten Richtung. Einerseits verfügt die Mundart über eine Fülle von Bezeichnungen sinnlicher anschaulicher Dinge, z. B. von Gegenständen und Berrichtungen der Landwirtschaft, von Backen und Kochen, von Blumen und kleinen Tieren, anderseits steht der Schriftsprache ein überwiegend gedankenhafter Wortschatz zu Gebote. Das zeigt sich schon bei den Vorwörtern, wo die Schriftsprache eine Menge von Neubildungen ins Leben gerufen hat, wie abzüglich, angesichts, anlässlich, gemäß, hinsichtlich, kraft, laut, seitens, vermittelt, vermöge. Dann aber bei den Hauptwörtern. Die Schriftsprache hat viele Hunderte von Bildungen auf =ung erzeugt, wie Abfassung, Abhaltung, Ableitung, Abschaffung, Abschwächung usw. usw., von denen die Mundart nur ganz wenige besitzt, und selbst diese sind wohl meist aus der Schriftsprache übernommen; ebenso steht es mit den Ableitungen auf =heit und =tum. Der Schriftsprache und der Mundart sind Bildungen auf =er gemeinsam, die einen Beruf, eine stehende Eigenschaft bezeichnen (Schreiber, Lügner); die Schriftsprache besitzt daneben solche, die den Träger einer einmaligen Handlung bezeichnen (der Einberufer der Versammlung, der Überbringer des Briefes); die Mundart würde anschaulicher sagen: „der, wo die Versammlung einberuft, der, wo den Brief gebracht hat“.

An Zusammensetzungen besitzt die Mundart im wesentlichen nur solche, wo ein Wort mit einem Wort verbunden wird; die Schriftsprache ist ziemlich unbegrenzt in der Ausweitung der Bestandteile, bis zum *Sonn-tagnachmittagsausgehspazierstod*.

Wie verhalten sich nun geschichtlich Mundart und Schriftsprache? Wie sollen sie sich heute verhalten? Frühere Zeiten haben gemeint, die Mundart sei eine verdorbene Schriftsprache. Daß diese Ansicht falsch sei, daß umgekehrt die Schriftsprache auf Grund der Mundarten zu selbständigem Leben erwachsen ist, das braucht heute nicht mehr ausführlich dargelegt zu werden. Ebenso klar ist es, daß die Entfernung von Schriftsprache und Mundart ebensowohl einen Gewinn wie einen Verlust bedeutet. Die Einigung zu einer Sprache ist nicht nur Sinnbild der geistigen Einheit des Volkstums, sondern auch unentbehrliches Werkzeug des einheitlichen Schaffens. Aber mit der Einigung ergab sich ein Mangel an Anschaulichkeit, eine Blutleere, nicht selten Umständlichkeit und Schwerfälligkeit, Ausdrucksweisen, die nur noch gelesen, kaum mehr gesprochen werden können. Es ist kein Zweifel: manches Trennende kann beseitigt werden ohne Schaden für das eine oder das andere Gebiet. Naturgemäß ist es die Schriftsprache, die dabei nachgeben muß. Sie leidet nicht, wenn sie auf das Fürwort *welcher* verzichtet, oder auf das Vorwort *seitens*, dem es an jeder Rechtfertigung gebricht, oder auf das herrliche *beziehungsweise*. Und es ist Aufgabe der Schule, unbarmherzig die Schachtelsätze zu verfolgen, darauf zu dringen, daß selbständige Gedanken auch eine selbständige Form erhalten, d. h. daß möglichst Hauptsätze an Stelle von Nebensätzen treten, daß Wörter wie *Inanspruchnahme*, *Instandsetzung* in der Unterwelt verschwinden. Mit volstem Recht wächst seit einigen Jahrzehnten, seit der Begründung des Sprachvereins, seit dem Erscheinen von Otto Schröders Buch über den papiernen Stil, von Gustav Wustmanns Schrift über Allerhand Sprachdummheiten, die Bewegung immer stärker an, die von der Hochsprache verlangt, daß sie immer mehr der lebendigen Rede sich nähere. Auch gegen die Aufnahme von mundartlichen Wörtern in die Schriftsprache ist an sich nichts einzuwenden. Doch darf sie nicht so weit gehen, daß die Verständlichkeit leidet, also die Segnung der Einheit wieder bedroht wird.

Von der Einsamkeit plattdeutscher Lyrik

Von Hermann Claudius

Es ist um die plattdeutsche Lyrik eine sonderliche Sache. Die ältere und naturfrei aufgewachsene Schwester der hochdeutschen Sprache, eben das Plattdeutsch, ist so gut wie diese klanglich und rhythmisch jedes Ausdrucks fähig. Das hat Klaus Groth bewiesen und nach ihm und in unseren Tagen insbesondere viele andere. Es ist die Sprache des Meeres im Gegensatz zum Hochdeutschen, der Sprache der Landschaft. Es ist als solche auch heute noch auf den Planken der Schiffe zu Hause und nicht nur auf deutschen Schiffsplanken. Das ist eine anerkannte Tatsache. Aber der Dichter, dem diese Sprache das Instrument seiner Seele ist, findet keine willigen Ohren.

Das soll keine Klage sein, erst recht keine Klage persönlicher Art, sondern das Resultat einer einfachen Erkenntnis. Die plattdeutschen Verleger werden es bestätigen.

Zunächst liegt das in der Entwicklung des Plattdeutschen begründet. Ich nannte es bereits die naturfrei aufgewachsene Schwester des Hochdeutschen. Der Norden Deutschlands hatte weder in vorgeschichtlicher noch späterer Zeit soviel unter Bevölkerungsverschiebungen zu leiden wie Mitteldeutschland und